



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stellanus, Georg: Am Fuße des Hradschins : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erhielt die Antwort, die griechischen Gottheiten Demeter, Dionysos und Kore seien zu versöhnen. Demeter und Dionysos wurden im getreide- und weinreichen Kampanien eifrig verehrt, und der Rat besagte deswegen eigentlich, man solle den Handelsverkehr mit Kampanien regeln. Das geschah denn auch, und die Einführung des Kultus der genannten drei Gottheiten, denen man noch den Handelsgott Hermes beigesellte, war nur das religiöse Symbol der Regelung. Man behielt aber nicht, wie bei Apollo und einigen andern Griechengöttern, die griechischen Namen bei, sondern verehrte die neuen Gottheiten unter den alten lateinischen Namen Ceres, Liber, Libera und Merkur, bezog jedoch die Priesterinnen für die Geheimfeier der Ceres gewöhnlich aus Neapel und Velia. Nun ist die reichliche Versorgung mit Getreide eine Angelegenheit, von der vorzugsweise das Wohl und Wehe des ärmern Volkes abhängt. Deshalb war der Cerestempel, dessen Einweihung in die Zeit der beginnenden Emanzipation der Plebs fiel, ein plebejisches Heiligtum, und die plebejischen Beamten, denen die Marktaufsicht und die cura annonae übertragen wurde, die Aedilen, bekamen von der aedes Cereris, wo sie auch das Archiv der Plebs verwahrten, ihren Namen. Auf solche Weise entstehen neue religiöse Gebilde; weder aus Studierstuben noch aus den Beratungszimmern der Behörden pflegen sie hervorzugehn. Die Gelehrten und die Philosophen können Neubildungen vorbereiten, die Regierungen können ihre Entwicklung leiten, entstehen können sie nur aus den Anschauungen und die Bedürfnissen des Volkes oder aus der Schöpferthat eines religiösen Genies, das solche Bedürfnisse zu befriedigen versteht.



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus

(Schluß)



ie Montenerosche Haushaltung war in ganz Prag bei weitem die stattlichste. Das große Privatvermögen des Fürsten in Verbindung mit den jährlich wachsenden Nebenüben aus seinen gewerblichen Anlagen hatte ihm erlaubt, einen Hausstand, wie er vor einem Jahrhundert Sitte war, beizubehalten, während die meisten seiner Standesgenossen durch die Verhältnisse gezwungen worden waren, ihr Haus einfacher einzurichten und sich mit einem Bruchteil der Bedienung zu begnügen, die man noch zu Karibens Zeiten für unentbehrlich hielt. Das Palais, ein gewaltiges dreistöckiges Gebäude, dessen nach hinten auspringende Seitenflügel einen geräumigen Hof einschlossen, lag nicht im Herzen der Stadt, sondern etwas abseits. Die zu ihm führenden, meist menschenleeren Straßen waren zum großen Teil mit altertümlichen Häusern, Palästen oder Stiftsgebäuden besetzt, und der Garten dehnte sich über welliges Land bis hinaus in die Vorstadt.

Man konnte mit der Dienerschaft, die man vom Lande mitbrachte und auch sonst in der Stadt unterhielt, nie das ganze Palais bewohnen, nur Teile davon, und das gab ihm etwas von melancholisch stimmender Größe, ein Gefühl, das sich auch in den Korridoren, Sälen und Zimmern nie recht verlor, weil alle Dimen-

sionen für unsere moderne, chinesisch zusammengeschrumpfte Raumentpfindung zu stattlich waren. Aber man gewöhnte sich nach und nach an diese nicht eben behagliche Übermäßigkeit, und wenn man, um zu Tisch zu gehn oder den Fürsten aufzusuchen, von dem eignen Corps de logis aus jedesmal eine kleine Reise unternehmen mußte, empfand man Ludwig XIV. seine Vorliebe für Marly und Trianon nach. Auch ihm, dem pomphaftesten und prachtliebendsten König, war Versailles zu weitläufig.

Leben, lautes, geschäftiges, sich dem Auge und dem Ohre aufdrängendes Leben herrschte nur im Stallhofe. Von Stall- und Reithausgebäuden umgeben, die an der vierten Seite das Reithaus zu einem Viereck abschloß, war er früh und spät im ganzen Palais der einzige Fleck, von dem der schlafende Geist der Vorzeit gebannt war. Ein hoher offner Thorbogen, Portikus, führte nach dem Haupthofe und der Rampe, ein andrer nach dem Park, ein dritter direkt nach der Straße, während der vierte, nur der Symmetrie halber gebaut, die Fassade des Reithauses schmückte, zu dem der Eingang natürlich an dessen oberm Ende war. Wenn es nicht für den Fürsten und Angehörige des Hausstandes Ein- und Zweispänner, Jagdzüge, Tandems oder Reitpferde zurecht zu machen gab, so wurden in der durch den Triumph Neptuns verherrlichten Schwemme Wagen gewaschen, oder es machte sich ein Zug Wagen- und Reitpferde unter der Führung eines Oberreiters zum Ausreiten fertig, eine Leibesbewegung für Mann und Roß, die noch immer von dem Stallpersonal als „Promenade“ bezeichnet wurde, wie die ihm im Reithaus oder auf dem Reitplatz davor erteilten Reitstunden mit ängstlicher Festhaltung am Hergebrachten nach wie vor „Equitationsstunden“ hießen. Darüber soll nun auch hier nicht gespottet werden, denn was an wirklich feiner und vornehmer Reitkunst aus frühern Jahrhunderten auf uns gerettet worden ist, verdankt Osterreich der spanischen Equitationschule in der Burg und den ihr von den Magnaten des Reichs überall nachgebildeten ähnlichen Anstalten.

Da im Stallhof die Kutscher und die Reitknechte bei sich zu Hause waren, so durfte geschrien, gepiffen, gesungen, laut gegähnt, zugerufen und geflucht werden, und jeder that das aus Leibeskräften, wie es ihm gerade zu Sinn war und in den Mund kam. Auch die Frauen standen und stiefen überall mit herum, und den Kindern — diese scheinbar alle gleichen Alters und von überraschender Menge — wurde, wie es im Evangelium heißt, nicht gewehrt, oder doch nur insoweit, als sie nicht im Wege sein, mit andern Worten sich nicht überfahren oder überreiten lassen durften. Ein Blick auf den bunten, muntern Schwarm genügte, einem zu erklären, warum der Stall des Fürsten nie Reitknechte oder Kutscher „suchte“: er rekrutierte sich aus sich selbst, und was er zuviel hatte, gab er an andre ab, die „suchten.“

Wenn Graf Viktor da war, so galt er auf dem Stallhofe mehr als der in seinem Muschelwagen mit Bierem breit dahinstürmende Meerergott. Er war von allen der beste, sicherste, und was die Schonung des Pferdmaterials anlangte, der vorzüglichste Reiter: er entschied in oberster Instanz über das, was man die „Meriten“ eines Pferdes nannte, die von ihm mit einem Gaul erreichte Sprunghöhe wurde als unübersteigliches Maximum angesehen, und was man ihm an Außerlichkeiten nachmachen konnte, Haar- und Bartschnitt, Haltung des Reitstocks, Auf- und Niederbewegung beim Traben kopierte man unbesehen. Sämtliche Reitbekleider waren, wenn er es darauf abgesehen hätte, in einer Woche eng und — nach einem allerdings etwas längern Zeitraume — wieder weit geworden. Auch zu einem Poppe würde man sich, wenn er angefangen hätte, einen zu tragen, verstanden haben. Allerdings wegen der übrigen Prager Ställe langsam und ungern.

Die Dressur Emirs des Apfel- und Abduls des Fliegenstimmels war eine Zeit lang Tagesgespräch. Auch die Damen und Graf Egon, den man, was das Reiten anlangte, zu den Damen rechnete, weil er, selbst fromm, am besten mit frommen Pferden fertig wurde, waren bisweilen mit herübergekommen und hatten von der „Voge“ aus zugehört. Araber sind, wenn man eine weiche Hand und ein vornehmes Gemüt hat, außerordentlich leicht und rasch zu dressieren, was sie nicht

hindert, einem bei der ersten Gelegenheit, wo man sie im Vertrauen auf ihren ehrenvollen Charakter auf Trense reitet, meilenweit über Bahndämme und Mühlgräben weg durchzugehn. Emir, der für Komtesse Paula bestimmte Zelter, ging, wenn er es sich und dem Reiter recht nett und behaglich machen wollte, sanft wiegenden Paß, und Abdul hatte mit ein bißchen Musik spanischen Tritt spielend gelernt, wie ein Kind das Alphabet.

Mit der Dressur der beiden Vollblutpferde hatte nun zwar Prinz Hassan nichts zu thun, aber es waren doch „seine“ Pferde, denn er war es, der sie in die Bahn und zurück in den Stall brachte. Nun kann allerdings ein Araber wie jedes andre Pferd im Schritt in die Bahn gebracht werden, und in der Regel ist dies ja auch der Fall, aber nach Mohrengeschmack, nach echter Mohrenart kann das mit Schick und Anstand nicht anders geschehn als in Form einer pittoresken Fantasia, bei der der Mohr aus Leibeskräften rennt, das von ihm geführte Pferd ihn in möglichst tollen Sprüngen begleitet, und alles übrige „rettet, flüchtet.“ Wie dem Sultan von Fez und Marokko, wenn er Gesandtschaften empfängt, im wilden Lauf ein Heer von Pagen voranstürmt, das mit nichts andern verglichen werden kann als mit einem wild gewordenen Bienenschwarm, und wie der Hengst, auf dem der unbeweglich vor sich hinblickende, halbverschleierte Kalif sitzt, nur dadurch einigermaßen schädigt werden kann, daß ihn auf jeder Seite des Gebisses ein haum-langer Schlagetot im Zaum hält, so kamen auch Emir und Abdul, von Hassan geführt, jedesmal wie eine Windsbraut an. Und es war nicht zu leugnen, der Effekt dessen, was die französische Schauspielerin une belle entrée nennt, war kolossal: Kopf, Füße, Mähnen, Schweif, alles in der Luft wie eine sturmgepeitschte, das steinige Gestade hinaufstehende Welle, und nicht neben, sondern mitten in diesem weißen Gischt der selbst jedesmal wieder durch den Theatercoup wirklich erregte, gewandte und kräftige schwarze Kerl mit der in alle Schattierungen von Gold und in alle Farben von Sammet und Seide schillernden Kleidung.

Diesen Theatercoup hatte ihm Joseph ein paarmal verdorben, indem er Lord, mit dem er den Stallhof nur betreten durfte, wenn er ihn an der Schnur hielt, „unverzehnt“ losgelassen hatte. Lord war jung und unerfahren. Wo gerannt und nach allen vier Winden ausgeschlagen wurde, da wollte er auch dabei sein und mitspielen, und wenn ihn Joseph heimtückischerweise frei ließ, so gab es etwas fürs Auge. Namentlich Emir, mit dem trotz der täglichen Vorführungsfantasia, an der er Gefallen fand, ein Kind hätte fertig werden können, war dem Hunde gegenüber über alle Maßen schreckhaft. Hassan meinte, er werde wohl als ganz junges Fohlen in der Wüste dabei gewesen sein, wie ein Löwe ein Pferd, vielleicht seine Mutter angefallen habe, und könne das Gesehene noch immer nicht verwinden. Der Hengst schien, wenn sich der Hund mit lautem Gebell, aber nur im Spiel auf ihn zu stürzte und ihm gegen den Hals und gegen die Brust sprang, jede Besinnung zu verlieren, häumte hoch in die Luft, und ein paarmal hatte es an einem Haar gehangen, daß er sich vor Angst und Aufregung überschlagen hätte. Schön hatte das auch ausgesehen, aber es war doch ein zu gefährliches Schauspiel, und was die Hauptsache war, eins, das nicht auf den Stallhof sondern in den Zirkus gehörte. Graf Viktor hatte Joseph in sehr ernster Weise seine Meinung gesagt und ihm das Mitbringen des Hundes ein für allemal verboten. Wenn Graf Viktor auf solche Weise einem Spaß ein Ende machen wollte, so wußte man, daß es wirklich auch damit zu Ende war. Lord hatte sich nicht wieder auf dem Stallhof gezeigt, und wenn sich Joseph in die Nähe des schwarzen Prinzen gewagt hatte, um ihm auf gut Tschetschisch zu versichern, daß sein Vater ein Ehrloser und seine Mutter eine Hündin sei, so hatte Hassan, der allerdings nur an den Gesten und am Tone Josephs merken konnte, daß es sich nicht um Schmeicheleien und Segnungen handle, die ihm zu Gebote stehenden Schimpfworte aus sieben Sprachen, unter denen butore und sagripano Schmeichelnamen waren, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit über den Angreifer ausgegossen.

Heute war alles nach Wunsch gegangen. Da Joseph auf den Berg zum Prior bestellt war und deshalb weder in die Reitbahn noch auf den Stallhof hatte kommen können, so hatten Hassans Eltern, der schwarze König und dessen Gattin vor der Zunge des rachsüchtigen jungen Ministranten Ruhe gehabt. Die Montenerosche Familie war etwas früher als gewöhnlich in corpore abgezogen, denn man erwartete die Äbtissin zum zweiten Frühstück, und die Etikette verbot, die hochgestellte und nach dem Herkommen fürstlichen Rang einnehmende Dame auch nur eine Minute warten zu lassen. Als es zum zweitenmal läutete, waren der Fürst, die jungen Leute und der Kaplan schon im sogenannten Lederzimmer versammelt, und als die Gräfin mit der Äbtissin eintrat, konnte sofort zu Tisch gegangen werden. Auch bei dieser grundsätzlich formlosen und intimen Mahlzeit war wieder alles, womit hier im Monteneroschen Palais der etwas zu klein geratene moderne Mensch zu thun hatte, zu stattlich und zu feierlich. Der Saal war zu groß, dessen Decke zu hoch, der Tisch, an dem man saß, zu breit, und die von geräuschlos agierenden Offizianten und Lakaien bewirkte Fütterung würde etwas geisthaftes gehabt haben, wenn sich die drei Alten, der Fürst, die Äbtissin und die Gräfin, in dieser Feierlichkeit und Größe nicht wie der Fisch im Wasser befunden hätten: auf sie, auf ihre Eltern, auf ihre Großeltern war die Sache zugeschnitten gewesen; sie paßten hinein; sie waren von Jugend auf die große Bühne gewohnt gewesen, ihre Bewegungen, ihre Sprache waren natürlich, entsprechend und am Plage, während die jungen Leute den Eindruck machten, als seien sie eine kleinere Bühne gewohnt, wo es mit etwas weniger Grandezza und etwas mehr Sichgehnlassen und Witz ergötzlicher sei.

Auch Graf Egon, der neben der Äbtissin saß und sich ihrer besondern Gunst und Gnade erfreute, machte keinen recht wohlthuenden Eindruck. Auch er gehörte dem neuen Geschlecht an, das da, wo es sich um die leichten anmutigen Formen der großen Geselligkeit handelt, gegen früher ein wenig zurückgegangen ist. Auch die Gabe der fesselnden, auf den Interessentkreis des andern berechneten Unterhaltung war ihm nicht verliehen, und die arme Äbtissin mußte ihm, sie mochte wollen oder nicht, in alle Einzelheiten folgen, die er von der Auffindung eines illuminierten tschechischen Missale aus dem sechzehnten Jahrhundert zu berichten für gut fand, weil das ihn interessierte. Kirchliche Altertümer, wenn sie tschechischen Ursprungs waren, begeisterten ihn, er sammelte solche Seltenheiten und verstand sich wirklich darauf. Daß er bei der Äbtissin nicht dieselbe Teilnahme voraussetzen konnte, fiel ihm nicht ein, und wenn der auf der andern Seite der Äbtissin sitzende Fürst nicht noch bei rechter Zeit mit ein paar Stadtneugierigkeiten und ein paar gutmütigen Späßen eingepirungen wäre, so würde die gute alte Dame in einen magnetischen Schlaf gefallen sein, den man, wenn möglich, bei seinen Tischgästen vermeidet. Als sie sich beim Dessert durch ein mächtiges Glas Madeira — old and dry — wieder etwas gestärkt hatte, veranlaßte sie den Kaplan, das Dankgebet zu sprechen, und entführte nach aufgehobener Tafel den Grafen Egon in den Wintergarten, wo sie, von Kamellen und tropischen Pflanzen umgeben, Privataudienzen zu erteilen und ihr Nachmittagschläfchen zu halten pflegte.

Der Graf, der sich für alle Fälle mit einem tüchtigen Glas desselben köstlichen Weins für die Strapazen einer neuen Redekampagne gerüstet hatte, saß zu ihren Füßen auf einem niedrigen Korbstuhl in der seelischen Verfassung eines Leibmopses, der sich geliebt weiß und in seligem Nirwana die streichelnde Hand erwartet.

Sie sind nicht herzlich, nicht innig, nicht zärtlich genug, Egon, sagte die Äbtissin, seine Schulter mit ihrer noch immer schönen, wenngleich etwas zu vollen Hand berührend.

Der Schreck, den der Graf über diesen Vorwurf und über das, was nun folgen konnte, empfand, malte sich zu deutlich in seinen Zügen, als daß die Äbtissin sich nicht hätte bemühen sollen, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich spreche, sagte sie, von der Art und Weise, in der Sie unsrer lieben Paula begegnen. Es fehlt Ihnen an Feuer, an Leidenschaft.

Ja, darin hatte die Äbtissin Recht. Wo es sich nicht um kirchliche Altertümer tschechischen Ursprungs handelte, fehlte ihm die Begeisterung. Der geistliche Herr, der mit seiner Erziehung betraut gewesen war, hatte alles, was wie Phantasie und Herz aussah, unbarmherzig beseitigt, und an dessen Statt blinden Glauben und Kadavergehorsam gesetzt. Er war sehr stolz auf sein Werk gewesen und hatte die Erziehung des Grafen für sein gelungenstes Werk angesehen. Und nun verlangte man plötzlich von dem Grafen Gefühl, Feuer, Leidenschaft. Er empfand, daß das unter den gegebenen Umständen eine unbillige Forderung war, und daß das Loblied der Venus Amathusia, zu dem sich die würdige Dame anzuschicken schien, im Munde einer Frau von der Stellung seiner Gönnerin etwas sonderbares hatte. Er seufzte und schwieg.

Wenn Sie Paula gewinnen wollen, fuhr die Äbtissin fort, der es um den Zweck, den sie erreichen wollte, zu thun war, und die mit echt weiblichem Verständnis recht wohl sah, was allein zu dessen Förderung dienen konnte, wenn Sie Paula gewinnen wollen, müssen Sie ihr von Ihrer Liebe zu ihr reden. Ihr Blick muß Sie verraten, Sie müssen unruhig ihre Nähe suchen, sich bemühen, ihre Hand zu fassen, sie in Ihre Arme schließen. Paula hat kein Verständnis für kirchliche Altertümer, keine Freude daran. Ich selbst, Egon — das Missale von heute mittag mochte ihr die Augen geöffnet haben — verstehe nicht viel davon, schwärme nicht dafür, wie sollte Paula, die doch wie andre junge Mädchen ist, an so etwas Altertümlichem Gefallen finden.

Aber, hochwürdigste Tante, das Missale ist wirklich einzig in seiner Art.

Für Sie, Egon, nicht für uns Frauen. Da hat Viktor viel besser den Weg zu Paulas Herzen gefunden.

Mit dem Apfelschimmel? Meinen Sie das, hochwürdigste Tante?

Ach, laxfari, armes Kind! Geschenke empfangen wir Frauen ja doch nur von denen gern, denen wir ohnehin gut sind.

Aber, wie wissen Sie denn alles das, Tante? plagte hier der Graf heraus. Davon steht doch in keinem Buche etwas, und Ihre Schäflein werden ihrer Oberhirtin von dem, was sie davon wissen, doch auch keine Mitteilung gemacht haben!

Daß sie, wie jedes andre Menschenkind, auch selbst Erfahrungen gemacht hatte, vor langen Jahren, als sie noch jung und schön war wie Paula, Erfahrungen, mit denen die Kirche nichts zu thun gehabt hatte, konnte sie freilich einem Neffen nicht gut erzählen, am wenigsten so einem, dem das natürliche, entgegenkommende Verständnis für dergleichen ein wenig zu fehlen schien. Sollte doch die Erziehung, die man dem Grafen gegeben hatte, nicht ganz das richtige getroffen haben? War es an ihr, nachzuholen, was veräußt worden war? Daß man nicht von dem ersten besten Stück Eisen, das einem unter die Hände kommt, erwarten kann, es werde als Magnet dienen, fiel ihr nicht ein. Aber es dämmerte doch so etwas in ihr auf, als wenn Graf Egon in Paulas Fall nicht ganz der richtige Schärer wäre, und als ob Graf Viktor schon einen zu großen Vorsprung vor ihm hätte, als daß auch mit Bärtlichkeit und Feuer noch etwas zu machen wäre. Vielleicht war es ihr aber doch noch möglich, Paula das Heiraten überhaupt auszureden und sie zum Eintritt ins Stift zu bewegen. Wenn sie nur ein wenig mehr von den Absichten des Fürsten wegen seiner leßtvilligen Verfügungen gewußt hätte!

Lassen Sie es gut sein, Egon, sagte sie, und vergessen Sie, was ich gesagt habe. Wenn Ihnen das Missale mehr am Herzen liegt, und das thut es doch, nicht wahr? . . .

Der Graf sagte nicht nein . . .

So ist das ja von der Vorsehung sehr gut und weise eingerichtet, denn das Missale haben Sie, und Paula bekommen Sie doch nun und nimmermehr. So, und nun werde ich noch ein wenig nachdenken.

* * *

Der Fürst hatte die Gräfin mit zu sich in sein Kabinett genommen, und daß er die zweite Thür nach seinem Salon, die er hinter der ersten hatte anbringen lassen, auch noch verschloß, bewies der Gräfin, daß es ernste und wichtige Dinge zu besprechen gab. Sie hatte sich mit ihrer Arbeit auf ihren gewöhnlichen niedrigen Lehstuhl am Kamin gesetzt, er nahm ihr gegenüber Platz, schürte das Feuer etwas an und sagte: Ich bin Ihnen eine Mitteilung schuldig, liebe Céline; ich habe vor einigen Tagen mein Testament gemacht, und da das auch für Sie und Ihre Tochter nicht ganz ohne Bedeutung ist, so möchte ich nicht, daß Sie durch Dritte davon erfahren oder gar erst nach meinem Tode bei Lösung der Siegel . . .

Ach nein, liebe Céline, darin täuscht Sie Ihre Anhänglichkeit an mich. Das mir gesteckte Ziel ist nicht mehr fern, und wie mit Recht gesagt wird, der letzte Wille hat noch keinen uns Leben gebracht. Aber ehe wir hiervon reden, wollen Sie mir eine offenerzige Frage erlauben, eine Frage, die Sie nicht für unbescheiden ansehen werden, weil Sie wissen, wie sehr ich Ihnen und Paula zugethan bin? Hat Paula über ihre Zukunft bestimmt, haben Sie in dieser Beziehung besondere Absichten und Wünsche? . . .

Viktor? Sie glauben, sie liebe Viktor, und Sie denken, es werde doch über kurz oder lang mit einer Heirat beider enden? . . .

Sie fürchten, ich mache Ihnen aus Ihrer Bereitwilligkeit, nachzugeben, einen Vorwurf? Einen Vorwurf, weil Viktor ein Freigeist und schon längst nur noch dem Namen nach ein Katholik ist? . . .

Ich will mich Ihnen gegenüber über diesen Punkt ganz offen aussprechen: aber nicht wahr, beste Céline, was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns? Ich habe dem Kardinal unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, wie ich verfügt habe, und ich glaube, er ist mit mir einverstanden, obwohl ihm seine Stellung verbietet, das in klaren Worten zu sagen.

Sehen Sie, liebe Céline, ich habe mein Leben lang geistliche und weltliche Dinge getrennt, und das ist der große Vorwurf, den mir die Kirche macht. Was ich für Viktors Seelenheil und Seelenfrieden wünschen würde, ist etwas für sich. Es ist einem natürlich, daß man denkt, was einem Glück und Frieden gebracht hat, muß das geeignetste sein, auch denen Glück und Frieden zu bringen, die man liebt. Aber ich habe längst eingesehen, daß wir Menschen auch hierin verschieden sind, und daß wir weise handeln, wenn wir es Gott überlassen, auf welchem Wege er jeden von uns zu sich führen will.

Aber mit der Frage, wie jemand in geistlichen Dingen denkt, hat meine Entscheidung, ob ich ihn zum Erben meines Vermögens machen will oder nicht, nichts zu thun. Für die Kirche ist in unserm Lande ohnehin reichlich gesorgt, und daß es Viktor auf unserm Besitze an gut dotierten Kirchen und Schulen nie wird fehlen lassen, das weiß ich. Auch davon bin ich überzeugt, daß Ihre Interessen, Céline, bei ihm in den besten Händen sind. Ich habe ihn zu meinem Universalerben eingesetzt. Sie, liebe Céline, werden von dem Jahrgeld, das ich für Sie bestimmt habe, nach wie vor, das weiß ich, den besten Teil an die Armen und Notleidenden geben. Wenn, wie Sie eben sagten, die beiden ein Paar würden, wenn sie das würden mit Ihrer freudigen und herzlichen Zustimmung, so wäre damit jeder Wunsch, den ich hier noch haben könnte, erfüllt.

* * *

Und die beiden, Viktor und Paula? Die waren zusammen in den Park gegangen, um — Tannenzapfen zu suchen. Das war ungefähr noch das einzige, was um diese Jahreszeit ein verliebtes Paar im Freien suchen konnte, und das Tannenzwäldchen, wo man die meisten und schönsten zu finden hoffte, war ganz am andern Ende des Parks, über dem kleinen Hügel drüben, wo niemals jemand hinkam, wenn es nicht die Jungen waren, um da Räuber und Gendarmen zu spielen.

Und da hatte denn Viktor, als es ihm klar war, daß er nicht vergeblich ge-

hofft hatte — der Beweis dafür war so entzückend, daß er nicht oft genug mit einem Kuß nach dem andern und einer Umarmung über die andre wiederholt werden konnte —, etwas spät die Reizerfrage aufs Tapet gebracht und sich über seinen Glauben an eine individuelle Offenbarung ausgesprochen.

Dein Glaube, Herzenskind, sagte er, läßt mit mir nicht die mindeste Gefahr, denn ich achte und ehre jede persönliche Überzeugung, ich beuge mich ehrfurchtsvoll vor jeder Form der Gottesverehrung, die auf der Vorstellung eines höchsten vollkommenen Wesens beruht. Was du glaubst, was du glauben willst oder glauben kannst, ist deine Sache. In dem einen Hauptpunkte, daß Gott unser liebender Vater ist, und daß wir ihm dafür, wie wir an unsern Brüdern handeln, verantwortlich sind, sind wir doch ohnehin mit einander einig. Alles weitere wollen wir im Geiste der Liebe und Duldsamkeit so ausgleichen, daß es gewiß nie ein Ärgernis geben wird.

Und die Messe wirst du regelmäßig besuchen? fragte Paula, dem zu allem bereiten die Hand drückend.

Graf Viktor mochte an den verschmigten Bearner denken — und auch der war schließlich doch der von seinen tonsurirten Feinden geleiteten Mörderhand erlegen. Ja, er würde die Messe regelmäßig besuchen und sich jedem vorgeschriebnen Brauche fügen. Er hätte vielleicht auch noch mehr versprochen, wenn man ihm das Versprechen in Amors Namen aberlangt hätte. Ganz bei Besinnung ist in solchen Augenblicken doch keiner, und Versprechungen, für die man im nächsten Moment mit einem Kusse belohnt zu werden hofft, wiegen keinem besonders schwer.

Und den Kaplan, Viktor?

Den lassen wir dem Dinkel. Der hat bisher immer mit dieser Perle fertig zu werden verstanden. Und für uns nehmen wir einen frommen, friedliebenden Mann, dem es mehr um die Ausbreitung des unsichtbaren Reiches Gottes auf Erden als um die weltliche Macht und den Reichtum der Kirche zu thun ist; einen, der nur daran denkt, zu raten, zu helfen und zu trösten, und der nicht vor allen Dingen darauf aus ist, uns Laien das schwere Joch Roms auf die Schultern zu legen, uns unter dessen geistige wie leibliche Tyrannei zu beugen.

Und die heiligen Väter, Viktor?

Die halten wir uns zehn Schritt vom Leibe . . .

Das schien Komtesse Paula in der Gemütsverfassung, in der sie sich befand, leicht ausführbar. Was waren denn all diese klugen und beharrlichen schwarzen Herren, wenn sie Viktor den Siegreichen gegen sie hielt, Viktor, der von nun an einzig und allein in ihrem Herzen wollen und gebieten würde? Auch das gestaltete sich im Laufe der Zeiten etwas weniger rosig, als sich ihr die Aussicht darauf im zauberischen Lichte der alles verklärenden Gegenwart gezeigt hatte. Aber — das liegt freilich schon außerhalb des Rahmens unsrer Erzählung — sie sich vom Leibe zu halten, gelang schließlich in der Hauptsache doch, wenn auch nicht gerade volle zehn Schritt, wie der junge Held so zuversichtlich behauptet hatte.

Als Joseph vom Berge zurückkam, war alles wieder still und alltäglich geworden, sodaß er nichts merkte. Im Kamin verbrannte Komtesse Paula Tannenzapfen, einen nach dem andern, sieben, soviel hatten sie gefunden. Ob die gnädige Komtesse mehr Tannenzapfen wolle, hatte der umherschleichende Vater gefragt, im Holzstall unten lagen sie körbeweise. Aber Komtesse Paula hatte diesen Vorschlag beinahe mit Entrüstung zurückgewiesen: vielleicht ist es ein heiliger Zauber, dachte Joseph, und es dürfen bloß sieben sein, wenn es helfen soll.

Auch die Äbtissin war nach einem erquickenden Schlummer unter Palmen zu ihren Schäflein zurückgekehrt, mit denen sie nur vom Glück der himmlischen Liebe zu sprechen brauchte. Da war vornehme Salbung immer am Platz, und man war nicht der Gefahr ausgesetzt, sich mit gewagten Ratschlägen, die wie die dem Grafen gegebenen ein wenig nach weltlicher Kuppelerei schmeckten, die Zunge zu verbrennen.

Joseph war von der Beutseligkeit und der hohen Einsicht des Priors im höchsten Grade erbaut und entzückt. Ja, das war ein Mann. Das war einer, der das

Gras wachsen hörte, und der für alles Rat wußte. Einer, der einem nicht erst ausdrücklich zu sagen brauchte, thue das, thue jenes, sondern der es einem nur so ganz von ungefähr nahe legte, wie man es anfangen könne, um an so einem elenden schwarzen Mädchenjäger, so einem Hunde sein Mütchen zu kühlen, ohne daß einem jemand dafür etwas anhaben konnte. Wäre er von allein und ohne des Priors Hilfe auf so einen klugen Gedanken gekommen? Nein, ganz gewiß nicht. Und auch darin hatte der Prior recht, es mußte gleich geschehn, ehe der Mohr getauft war; denn sowie er getauft war, durfte ihm der Prior — das hatte er so schön und so salbungsvoll auseinandergesetzt — als Christen nur Gutes und Segensreiches wünschen.

Gleich bei seiner Rückkehr vom Berge hatte er auf den Rat des Priors scheinbar Frieden mit dem schwarzen Nebenbuhler geschlossen, um ihn desto sicherer verderben zu können, und die Veröhnungskomödie hatte, wie ihm von dem Prior gleichfalls in Aussicht gestellt worden war, gleich in der ersten Stunde für das Nachrichtenwesen gute Früchte getragen. Der Mohr, der nicht nachträglich war und — zu Bozenfas*) ewiger Schande sei es gesagt — keinen Grund hatte, den weißen Nebenbuhler zu hassen, hatte ihm erzählt, daß der Fürst und Graf Viktor morgen auf den beiden Arabern nach Bysočán reiten wollten. Der Fürst nahm natürlich einen seiner Reitknechte mit, der Bassah Conde ihn, den Mohren. Bolam posede scharulak! Ein Ausruf des Stolzes und der übermütigen Freude.

Was wollen sie in Bysočán, Sohn der Hölle, hatte Joseph gefragt. Den Schmeichelnamen hatte er auf Tschechisch gesagt, und das hatte dem Mohren so weich geklungen wie Gulnarens Küsse. Für den Ausdruck kameradschaftlichen Wohlwollens hatte er diesen tschechischen „Sohn der Hölle“ gehalten.

Mehschek semiedh (Herzensbruder), jagen werden sie, und abends oder in der Nacht nach dem Diner heimreiten.

Wie günstig wäre die Gelegenheit gewesen, einen Plan auszuführen, auf den ihn die Fragen des Priors gebracht hatten, wenn den Emir statt des Grafen der Schwarze geritten hätte. Er, Joseph, hätte sich unter irgend einem Vorwande auf der dem Stifte gehörigen Meierei Kolofno, die auf der Bysočáner Straße keine anderthalbe Stunde von Prag lag, aufhalten und den Hund, der ihm überallhin folgte, bei nächtlichem Dunkel auf den Schimmel des im Gefolge seines Herrn vorbereitenden Mohren loslassen können. Wenn der Kerl mit einem gebrochenen Bein oder einer ausgefallnen Kugel davon gekommen wäre, so hätte er für die Qualen, mit denen er ein verliebtes Christenherz gemartert hatte, den verdienten Lohn gehabt. So mußte man eine andre Gelegenheit abwarten, wo der Mohr nur mit seinem Herrn einen Ausflug machen und dabei vielleicht den Apfelschimmel reiten würde.

Wie vom Donner gerührt und zu Tode erschrocken war er, als ihm noch an demselben Abend der Mohr, der eben aus dem Zimmer des Kaplans kam, mitteilte, der Fürst und der Graf würden morgen nach dem Diner zu Wagen nach Prag heimkehren und ihre Pferde an der Hand zurückschicken.

Geht er gut zur Hand, der Emir? fragte Joseph mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Zur Hand geht er gar nicht, mehschek semiedh, aber die kleine Fuchsstute, die ich hinwärts reiten werde, geht gut zur Hand, und den Emir werde ich selbst heimreiten. Auf dem sitzt sichs wie in einer Wiege, kolomo maschol (das kannst du mir glauben)!

Woher weißt du, daß sie zurück fahren?

Der Pater hat es mir eben gesagt, aber ich soll davon schweigen. Er sagt, sie brauchen unten im Stalle nichts davon zu wissen. Hassan weiß zu gehorchen.

*) Die Leser werden wegen der falschen Schreibung dieses Namens in Heft 49 um Berichtigung gebeten.

Morgen! Joseph hätte es lieber gesehen, wenn die Sache nicht so kurz angerammt gewesen wäre, wenn er sie sich ein paar Tage hätte überlegen können. Würde es mit dem Hengst, der so jäh stieg, daß er sich nur durch ein wahres Wunder noch nicht überschlagen hatte, und dessen Bewegungen im Schreck und in der Angst blitzschnell und unberechenbar wie die eines Males waren, nicht ein größeres Unglück geben als das, was er dem Mohren als tückischem und glücklichem Nebenbuhler zugebacht hatte? War es nicht doch vielleicht besser, eine andre Gelegenheit abzuwarten, wo man wenigstens genau wußte, was man that, und wo dem Zufall nicht Thor und Thür geöffnet waren?

Gerade als er am unschlüssigsten war und, die Stirn gegen die kalte Scheibe gepreßt, durch eines der hohen Korridorfenster in die Nacht hinaus sah, hörte er, wie der Kaplan nach ihm rief. Er solle sich einrichten, morgen zur Weinlese nach Kolotno hinauszugehn, sagte ihm der Kaplan, da werde es tüchtig zu thun und abends Musik und Essen geben. Der Prior habe ihm eben darum geschrieben, und er, der Vater, werde mit der Gräfin Rücksprache nehmen, damit er sich gleich nach der Frühmesse aufmachen könne. Wenn er nur am andern Tage zur Messe wieder da sei, so werde es keine Not haben.

Wie hatte sich Joseph bisher auf diese Lese gefreut. Und nun lag ihm der nächste Tag wie ein Stein auf dem Herzen. Aber er wollte „es“ lieber doch nicht thun. Er wollte ohne Lord gehn. Damit war jeder weiteren Verjuchung vorgebeugt. Am andern Tage hatte er sich auch wirklich ohne den Hund, den er sorgfältig eingesperrt hatte, auf den Weg gemacht, als ihm dieser — er war schon draußen in der Vorstadt — in großen Sprüngen nachgesetzt kam. Nun in Gottes, er hätte sagen sollen: in des Teufels Namen! Aber wer konnte den Hund herausgelassen haben?

* * *

Eine kalte, dunkle Herbstnacht. Der Prior sollte beim Kardinal zu Abend essen. Er wartete auf den Wagen, der ihn ins Fürsterzbischöfliche Palais bringen sollte. Er war allein. Allein mit seinem Gewissen. Dessen leise, eindringliche Stimme kam aus denselben unergründeten und unergründlichen Tiefen, aus denen, wie Graf Viktor glaubte, dem Menschen auch hie und da die Gabe kam, Übernatürliches zu fassen und sich dafür zu begeistern. Mit seinem Gewissen stand der Prior auf einem kühlen, korrekten Fuße. Er wußte besser als dieses, was recht war, und was er zu thun hatte, und er nahm, wenn es vorlaut sprach, die Gelegenheit wahr, es zu befehlen. Und sonderbar, wenn er sich dabei in die offenbarsten Widersprüche verwickelte, merkte er es nicht, und sein Gewissen, das ihn und seine Kasuistik längst satt haben mochte, gab dann jedes weitere Zureden oder Abmahnen auf. Wenn man durch an sich unverfängliche Handlungen ein Ereignis herbeiführte, dessen Eintritt und Ausgang noch immer vom Zufall abhing, so war man ohne Schuld, sobald man das Ereignis nicht gewollt, sondern nur als möglich und sehr wahrscheinlich angesehen hatte. Der überlegne Kasuist wußte sich der ausdrücklichen Absicht zu enthalten und begnügte sich mit dem wunschlosen Abwarten, ob das Ereignis eintreten werde oder nicht. Damit wäre an sich, sollte man meinen, dem Gewissen gegenüber der Beweis geführt gewesen, daß einem jede bedenklliche Absicht fern lag. Und doch konnte sich der Prior nicht enthalten, seinem Gewissen im nächsten Augenblick auseinanderzusetzen, daß er das Ereignis, das er für möglich und wahrscheinlich halte, im Interesse der heiligen Mutter Kirche herbeizuwünschen verpflichtet sei. Nur wenn es eintrat, konnte ihr schwere Einbuße an Einfluß, an Reichthum und Länderbesitz erspart werden. Es war ihr gegenüber seine Pflicht gewesen, die Konstellation, wie sie war, herbeizuführen, es war ihr gegenüber seine Pflicht, zu wünschen, daß der Ausgang ein für sie günstiger sei. Er hatte recht und weise gehandelt, und sie war ihm Dank schuldig. Er hoffte, das kleinere Übel werde geschehn und so ein größeres verhüten. Das Übel,

das die Kirche bedrohte, war immer als das größere anzusehen. Menschenleben waren Sandkörner, die der Wind verwehte, und inmitten deren der Fels Petri fest und für die Ewigkeit gegründet stand. Wieder die blinde Vermessenheit, die den Fanatiker antreibt, der leitenden und richtenden Hand der Vorsehung vorzugreifen und an Stelle von deren Allwissenheit und Gnade sein eignes kurzichtiges Urteil und das seiner Meinungsgenossen zu setzen.

Beim Kardinal fand der Prior den Grafen Egon, und man saß noch beim Mahl, als der Kammerdiener diesem etwas ins Ohr flüsterte.

Der Kaplan ist da, sagte der Graf, und läßt mich wissen, daß er mich sogleich sprechen muß.

Jemand, der mit dem Kardinal bei Tisch saß, ohne zwingende Notwendigkeit herauzurufen zu lassen, konnte dem Vater Aloysius nicht einfallen. Der Graf eilte zu ihm hinaus und kehrte im nächsten Augenblick leichenblaß und verstört mit ihm ins Speisezimmer zurück.

Es ist ein großes Unglück geschehn, Vincenz, stammelte der Graf. Das Pferd des Fürsten hat sich überschlagen, und der Fürst ist tot: er hat das Genick gebrochen.

Der Fürst? fragte der Prior, als wenn sich der Graf versprochen habe, und als wenn er, der Prior, vom Tode eines andern zu hören gefaßt gewesen sei.

Der Reitknecht ist eben angekommen, sagte der Kaplan, um einen Wagen zu holen, und die Gräfin bittet den Herrn Grafen mit hinauszufahren, um dem Grafen Viktor, der die Leiche hereinbringen wird, beizustehn.

Besten Kaplan, sagte der Kardinal, melden Sie der Gräfin, daß ich anspannen lasse und in einer Viertelstunde bei ihr sein werde.

Beim Hinausgehn hatte der Prior dem Kaplan noch zuflüstern können: Sorgen Sie vor allem dafür, daß der Junge uns keine Ungelegenheiten macht. Niemand darf etwas davon erfahren, daß er geglaubt hat, die Herren seien nach der Stadt zurückgefahren, und der Mohr sitze auf dem Schemmel. Er muß überhaupt von nichts wissen. Das Ganze ist nur ein Unglücksfall gewesen wie jeder andre: es hat niemand die Hand dabei im Spiel gehabt.

Doch, es hatte einer die Hand im Spiel gehabt, dem der Prior alles zu überlassen versäumt hatte, weil er sich selbst zuviel zutraute und zu sehr mit der Kirche und deren weltlichen Interessen beschäftigt war. Ihr gegenüber — und das war ihm die Hauptsache — traf ihn keine Schuld. Wie hätte er voraussehen können, daß Graf Viktor dem Fürsten für den Heimritt zu dem weichen Paßgänger zureden, und daß dieser und nicht der Graf im entscheidenden Augenblicke auf dem schreckhaften und dann schwer zu bewältigenden Hengste sitzen würde?

* * *

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen, als mich an einem schwülen Sommertag ein gewaltiger Platzregen oben auf dem Hradschin überraschte. Ich war, von dem Palais Toskana herkommend, nicht vorn an dem reizenden Brunnen mit der Statue des den Lindwurm vom Pferd herab bekämpfenden heiligen Georg vorbei, sondern hinter dem St. Veitsdom weg an den Häusern hingegangen, die zum Kapitel gehörend dem Domplatz ein ziemlich ernstes und griesgrämliches Gesicht zuwenden, sich dafür aber nach der andern Seite hin durch eine herrliche Aussicht über alte bewachsene Gräben hinweg in die blaue Ferne der Molbauerniederung entschädigen. Ein klerikal aussehender, wohlbeleibter Offiziant, der in der offenen Hausthür stand und sich an dem herabstürzenden Regen, der ihm nichts anhaben konnte, weidete, hatte Mitleid mit mir und hieß mich untertreten. Gesehen hatte ich den Mann, seitdem ich wieder in Prag war, noch nicht, aber es dämmerte mir, als müßte ich früher mit ihm zusammengewesen sein. Er wolle ins Haus gehn, hatte er mir gesagt: ich solle nicht weggeh'n, bis er wiederkomme. Da könne, wenn ich Wache stehn

wolle, die Hausthür inzwischen offen bleiben. Als er nach einer Weile zurückkam, sah ich am Ende des Korridors eine Gestalt, die eine Soutane trug. Der geistliche Herr, den ich nur wie einen Schatten gesehen hatte, verschwand, kam aber wieder und lud mich ein, einzutreten. In einem sehr behaglichen Parterrezimmer mit der Aussicht auf die Gärten saß Graf Egon. Auch er war im geistlichen Gewande, und vor ihm auf dem Tisch lagen allerhand alte Schwarten und Manuskripte. Der Herr in der Soutane, den ich im Gang gesehen hatte, war Vater Moyfius, und die menschenfreundliche Seele, der ich meine Rettung aus der Sündflut verdankte, der gute, dicke Joseph. Das Haar war ihm noch immer tief in die Stirn hineingewachsen und machte, daß er wie ein Kapuzineräffchen aussah. Alle drei schienen glücklich und zufrieden zu sein und sahen wohlgenährt und behäbig aus. Den frühen Tod des Kardinals konnte ich mit ihnen nur aufrichtigst beklagen; daß es dem inzwischen verheirateten Fürsten Viktor und dessen Tante gut ging, wußte ich, auch daß der Prior und die Äbtissin nicht mehr da waren. Es blieb mir nur noch übrig, nach Hassan zu fragen. Wiß und gute Laune hatte ich früher an dem Grafen Egon nicht gekannt. Er stand auf und holte aus einem der ringsherumstehenden Bibliotheksschränke ein Buch, dessen etwas wie Milchkafee gefärbten Rücken ich mir betrachten mußte. Aller zeh'n Monate eins oder zwei von der Farbe, sagte er, und die beiden Herren wollten sich vor Lachen ausschütten. Bozenka? fragte ich, um ganz sicher zu geh'n.

Nun freilich, Bozenka, die ganz dick und rund geworden ist.

Und was sagt denn Joseph dazu?

Der vertritt uns, wenn wir bei den kaffeefarbenen Kindern Pate stehn.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neues Buch über Rußland. Die Aufsätze über Rußland, die Ernst von der Brüggen in den Grenzboten veröffentlicht hat, waren Teile einer größern Arbeit, die jetzt unter dem Titel: Das heutige Rußland, Kulturstudien von E. v. d. B. bei Veit & Co. in Leipzig erschienen ist. Wir würden gewünscht haben, daß der Verfasser noch einige weitere Abschnitte seines Werkes in den Grenzboten hätte abdrucken lassen, z. B. die Schilderung des materiellen Glends des Bauern S. 122 ff., seines geistigen Glends S. 133 ff., seine Charakteristik auf S. 151, wenn nicht zu fürchten gewesen wäre, daß dann mancher Leser auf die Anschaffung des Buches verzichtet hätte, weil er den Hauptinhalt zu kennen glaubte. Bei dem gewaltigen Einfluß aber, den die Zustände des Nachbarreichs auf unsre eignen Geschicke üben, müssen wir wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung finde und von möglichst vielen Deutschen ganz gelesen werde.

Über Rußland ist in den letzten Jahren von Russen und Nichtrussen so viel geschrieben worden, und die Schilderungen und Urteile aller Beobachter und Berichterstatter, auch die der Zeitungen aller Parteien, stimmen so vollkommen miteinander überein, daß wir uns vom heutigen Rußland ein ganz klares Bild machen können, an dessen Treue und Zuverlässigkeit wir nicht zu zweifeln brauchen. Bei von der Brüggen finden wir dieses Bild fertig und vollständig, bis in die kleinsten Einzelheiten von Meisterhand und mit einer Wärme und lebhaften Farbengebung gemalt, zu der nur die persönliche Anschauung befähigen konnte. Wir versuchen, die Hauptergebnisse seiner Forschungen in wenig Sätzen zusammenzufassen. Das russische Volk hat weder eigne Kultur zu schaffen noch sich die von Westen eingeführte anzueignen vermocht. Es vegetiert in materiellem Glend, in tiefer Un-